

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63423-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Was machen Hunde, wenn sie sich unbeobachtet fühlen? Wie denken sie, was fühlen sie, wie orientieren sie sich «in freier Wildbahn», welches Sozialverhalten legen sie an den Tag? Die Biologin und Verhaltensforscherin Elizabeth Marshall Thomas erzählt, was sie im eigenen Rudel von elf Tieren erlebt hat. Ob es um die Huskys Misha und Maria geht, den asthmatischen Mops Bingo oder den australischen Schäferhund Rider: Sie folgte den Wegen und dem Verhalten ihrer Tiere über Jahre hinweg und beschreibt, was sie dabei lernte, liebevoll, aber durchaus unsentimental. Anthropomorphismus ist für sie kein Vorwurf. Früher als viele andere hat die Autorin teilnehmend beobachtet und beschrieben, nach welchen Regeln Hunde sich und ihr Leben organisieren, wenn Menschen nicht eingreifen.

Die Schriftstellerin Elizabeth Marshall Thomas, geboren 1932, lebt in Peterborough, New Hampshire. Sie studierte am Smith College in Northampton, Massachusetts, sowie am Radcliffe College in Cambridge, Massachusetts, Ethnologie und hatte mehrere Forschungsaufenthalte in Afrika. Sie studierte neben den Hunden auch Wölfe sowie Elefanten im Zoo und in freier Wildbahn in Namibia und half nachzuweisen, dass Elefanten über Infraschall kommunizieren.

Elizabeth Marshall Thomas

**Das geheime Leben
der Hunde**

Aus dem Englischen von
Lieselotte Mietzner



Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2018
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Die amerikanische Originalausgabe
erschien 1993 bei Houghton Mifflin
Company, Boston/New York, unter
dem Titel «The Hidden Life of Dogs»
Copyright © 1993 by the Elizabeth
Marshall Thomas Irrevocable Trust,
published in agreement with the author,
c/o Baror International, Inc., Armonk,
New York, U.S.A.
Zeichnungen von Jared T. Williams
Umschlaggestaltung zero-media.net, München
Umschlagabbildung dageldog/Getty Images
Satz Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63423 9

Inhalt

1. Kapitel	
Einleitung	
2. Kapitel	
3. Kapitel	
4. Kapitel	
5. Kapitel	
6. Kapitel	
7. Kapitel	
8. Kapitel	
9. Kapitel	
10. Kapitel	
11. Kapitel	
12. Kapitel	
13. Kapitel	
14. Kapitel	
15. Kapitel	
16. Kapitel	
17. Kapitel	
Danksagung	
Bibliographie	

Einleitung



Dies ist ein Buch über das Bewusstsein von Hunden. Mancher wird dieses Thema vielleicht schon von seiner Formulierung her als anthropomorph empfinden, hat man doch früher sogar Naturwissenschaftler glauben gemacht, nur der Mensch denke oder fühle. Selbstverständlich könnte nichts falscher sein. Dass eine solche Vorstellung noch immer durch unser Weltbild geistert, erklärt sich allein aus ihrer Übereinstimmung mit der christlichen Schöpfungslehre. Wir Menschen haben Denken und Fühlen, ohne dass Wunder notwendig waren, im Lauf unserer langen Säugetiervergangenheit erlernt, und so ist die Vorstellung, dass Tiere kein Bewusstsein haben, im Grunde unwissenschaftlich. Da die Erforschung des tierischen Bewusstseins in der Naturwissenschaft inzwischen legitim ist, muss die pauschale Annahme, den nichtmenschlichen Geschöpfen fehle Bewusstsein, verwundern.

Gedanken und Gefühle haben schließlich einen evolutionären Wert, sonst hätten wir sie gar nicht. Denken ist ein wunderbar effizienter Mechanismus, ohne den wir und viele andere Tiere übel dran wären. Mit Hilfe der Intelligenz, das heißt der Fähigkeit, zu lernen und Schlüsse zu ziehen, können Menschen und Tiere, z. B. Hunde, mit einer Vielzahl

unterschiedlicher Probleme fertig werden, deren Bewältigung einen Riesenaufwand an vorprogrammierten Verhaltensmustern erforderte, wenn jedes Problem für sich allein gelöst werden müsste. Wenn wir tierisches Denken als Instinkt begreifen, übersehen wir, dass Instinkt lediglich eine elegante Matrix für die Herausbildung von Intelligenz ist, ein Mittel, Irrtümer auszuschließen und zur Entwicklung von Denkprozessen zu führen. Durch Ausbildung geformtes Denken ist es dann, das uns ermöglicht zu tun, was wir tun, und sogar zu sein, was wir sind, und das nicht nur als Angehörige der Spezies Mensch, sondern auch als Einzelwesen.

Was das Bewusstsein von Tieren anbelangt, gebe ich Ihnen folgende vier Beobachtungen zu bedenken: erstens einen Hundebrauch, zweitens einen Hund, der zwei Möglichkeiten gegeneinander abwog, drittens einen Hund, der ein Spiel spielte, und viertens einen Hund, der hinter eine menschliche Eigenheit kam und sie zeitweise selbst anwandte. Der Hundebrauch war in einem Haushalt in Boulder, Colorado, unter fünf Hunden entstanden, die - anders als alle ihre Artgenossen, die ich je gesehen hatte - liegend fraßen. Niemand hatte sie darauf dressiert, im Gegenteil, ihre Besitzer fanden nichts Außergewöhnliches an diesem Verhalten und waren sich in anrührender Weise gar nicht darüber klar, dass nicht alle Hunde so fressen. Warum fraßen diese Hunde liegend? Keiner wusste es genau. Der Alphahund, ein australischer Schäferhundrüde namens Rider, hatte offensichtlich damit angefangen, vielleicht um das aufgeregte Wetteifern bei den Mahlzeiten zu dämpfen, wenn seine Besitzer, geschäftige Eltern von fünf Kindern und mit einem übervollen Terminplan, im Garten fünf Geschirre voll Hundefutter auf den Boden knallten und sich dann der nächsten dringenden Angelegenheit zuwandten. Die Hunde mussten also selbst Aufsicht führen. Jeder suchte sich rasch einen Napf, legte sich nieder und fraß. Danach standen, fast wie auf ein Signal hin, alle wieder auf und gingen herum, wobei

sie sich wechselseitig die Näpfe ausleckten. Während die Hunde den Eindruck machten, als hielten sie ihr Verhalten für vollkommen normal, reagierten menschliche Beobachter durchweg perplex.

Aber es lässt sich denken, was zu diesem Brauch geführt haben könnte: Rider ist zarter als zwei seiner Gefährten, stämmige Hündinnen mit dickem Bauch und ausladender Hüftpartie. Eine ist wesentlich älter als er, und beide sind reizbar, wenn die Fütterungszeit naht. Von daher ist die Gefahr, dass es bei den Mahlzeiten zu Rempelen und Schulterstößen kommt, wie ich meine, sehr hoch, vor allem an den Tagen, wenn das Füttern Sache des halbwüchsigen Sohns der Familie ist, der Interessanteres als Haushaltspflichten im Kopf hat. Entsprechend wissen die Hunde nur zu gut, was Warten heißt. Im Garten, wo sie sich aufhalten, schleppt sich der Nachmittag hin, und die Sonne kriecht in Richtung der Rockies. Die Fütterungszeit kommt, aber nichts tut sich. Bald ist der Himmel dunkel, und noch immer kommt niemand. Endlich ist es in der Nachbarschaft ruhig. Lichter gehen an in den Häusern, und die Nachbarsfamilien versammeln sich in ihren Küchen. Aber in einem Garten wachsen Hunger und Unruhe.

Hat die ungewisse Situation zu dieser Fressgewohnheit beigetragen? Haben die Hunde womöglich versucht, die potenziell explosive Stimmung zu entschärfen, die entsteht, wenn die Hundebrocken endlich in die Näpfe prasseln? Die fünf legen sich ja nicht, wie zur Steigerung ihres Genusses, behaglich zurück; nein, sie liegen, die Näpfe zwischen den Vorderläufen, steif da, Ellenbogen flach, Brustkorb am Boden, Bauch leicht durchgebogen, Knie hochgezogen, Fersen auf dem Boden. Sie sehen aus wie Hunde, denen man bei der Abrichtung das Kommando «Platz!» gegeben hat. In dieser Haltung fressen sie schnell und ruhig und werfen sich dabei aus den Augenwinkeln gelegentlich kurze Blicke zu. Das Fressen im Liegen sorgt für eine geordnete, be-

herrschte Mahlzeit anstelle einer allgemeinen Balgerei, bei der die größeren und schwereren Weibchen den kleinen, aber intelligenten Rider überrollen könnten.

Später wurde Riders Tochter, die junge Pearl, nach Neuenland geschickt, um zwei älteren Hunden in einem Haushalt Gesellschaft zu leisten, in dem die Haustiere morgens und abends gefüttert wurden. Eine Zeitlang behielt Pearl ihre ungewöhnliche Fresshaltung bei, so gut sie konnte, indem sie morgens stehend fraß, sich aber zur Abendmahlzeit pflichtschuldig hinlegte, wie sie es zu Hause in Boulder getan hätte. Doch bald gab sie es auf, sodass der ungewöhnliche Brauch sich am neuen Ort nicht einbürgern konnte. Wäre Pearl das Alphetier gewesen, hätte es vielleicht anders ausgesehen. Aber in ihrem neuen Heim war sie noch nicht einmal die Tochter des Alphetiers. Ihr Status war niedrig, und die beiden alten Hunde ahmten ihr Verhalten nicht nach. Stattdessen ging Pearl nach ein paar Wochen dazu über, es ihnen gleichzutun und beide Mahlzeiten im Stehen zu fressen.

Der Hund, der dabei beobachtet wurde, wie er zwei Möglichkeiten erwog und dann zu einer Entscheidung kam, war ebenfalls ein junges Weibchen. Jeden Tag machte sie mit ihrem Besitzer und zwei anderen Hunden einen Spaziergang, und jeden Tag blieben alle an einem Fluss stehen, wo die junge Hündin ein Bad nahm. Am fraglichen Tag hatte sie jedoch irgendetwas vom Weg und von ihrer Gruppe abgelenkt, sodass sie nicht dabei war, als diese am Fluss Halt machte. Sie kehrten um, wie es ihre Gewohnheit war, und waren schon etwa 25 Meter zurückgegangen, als die junge Hündin, erhitzt und begierig auf ihr tägliches Bad, auf halbem Weg zwischen der Gruppe und dem Fluss aus dem Gebüsch gestürzt kam. Zu spät – die anderen gingen schon zurück, und sie hatte ihr Bad verpasst. Vor dem Weg verharrend, schaute sie erst nach rechts hinter ihren Gefährten her, dann nach links zum Fluss, dann wieder nach rechts

und noch einmal zum Wasser, und dann traf sie blitzartig eine Entscheidung. Sie raste in vollem Lauf den Weg hinauf zum Fluss, warf sich hinein, schwamm rasch ein paar Züge, wandte sich dann wieder zum Ufer, sprang aus dem Wasser und jagte hinter ihren Gefährten her, ohne sich zu schütteln, bis sie sie erreicht hatte. (So gut wie alle Hunde schütteln sich erst, wenn sie wieder bei ihrer Gruppe sind, zumal wenn die anderen nicht mit im Wasser waren. Wenn der Hund etwas merklich anderes erlebt hat als seine Gruppe, scheint der Drang, sich zu schütteln, zweitrangig zu sein gegenüber seinem Bedürfnis nach Nähe.)

Der Hund, der bei einem Spiel beobachtet wurde, war ein junger Rüde, eine Schäferhund-Labrador-Kreuzung, der vorübergehend zu einem etwas behäbigen, ältlichen Ehepaar gegeben worden war, das eine ebenfalls behäbige, ältliche Hündin besaß. Dort spielte niemand mit dem jungen Spund, am allerwenigsten die ältere Hündin, die sehr streng mit ihm war und keinerlei Späßchen duldete. So wirkte der arme Hund oft etwas verloren, wie ein junger Mensch ohne Freunde und ohne Zeitvertreib. In einer Schneenacht sah ich ihn, die Nase am Boden, ganz allein an einem Hügel nahe dem Haus, wo er wohnte, herumrasen. Welches kleine Nagetier er auch immer jagte, es schien ihn in einem großen Kreis herumzuführen, der den Nager wieder an seinen Ausgangspunkt zurückbrachte, wo der Hund eine ganze Weile an derselben Stelle in der Erde wühlte – offenbar an dem Loch, wo das Beutetier in den Boden verschwunden war. Doch zu meiner Überraschung fing der Hund gleich wieder an zu rennen. Die Nase am Boden, beschrieb er abermals einen großen Kreis, genau in der Spur des ersten. Und wieder stöberte er an einem Fleck herum, als ob seine Beute sich in den Boden verzogen hätte.

Ich fand das alles sehr merkwürdig. Welches kleine Tier würde sein sicheres Erdloch genau vor der Nase eines Hundes verlassen, um den Hund im Kreis herumzuführen? Und

würde der Hund es beim Herauskommen nicht sofort packen? Während ich noch rätselte, stürmte der Hund ein drittes, dann ein viertes, fünftes und sechstes Mal im Kreis herum. Sein Gebaren war jedes Mal das gleiche - wachsam, freudig erregt, mit der hochehobenen Rute wedelnd, die Nase am Boden, beim letzten Mal noch genauso eifrig wie beim ersten Mal. Als ich hinging, um genauer nachzusehen, entdeckte ich natürlich, dass es kein Beutetier gab und auch kein Loch. Das Ganze war Einbildung gewesen. Dieser phantasiebegabte Hund hatte nur so getan, als ob.

Der Hund, der eine menschliche Eigentümlichkeit übernahm, ist der Hund meines Mannes, der uns an einem heißen Tag im letzten Sommer alle erstaunte, als mein Mann sich ein Eis kaufte. Als mein Mann das Eis zum ersten Mal kostete, bemerkte er, dass sein Hund ihn aufmerksam ansah. Also hielt er ihm das Eis hin in der Erwartung, dass der Hund es verschlingen würde. Aber zu unser aller Erstaunen schleckte der Hund nur höflich ein wenig Eis, wie mein Mann es getan hatte. Mein Mann aß ein bisschen und bot das Eis dann wieder dem Hund an, der ebenfalls ein bisschen aß. Auf diese Weise schleckten beide abwechselnd das Eis bis hinunter zum Waffeltütchen. Dann biss mein Mann in die Waffel. Der Hund sah ihm zu. In der Annahme, dass der Hund die Waffel auffressen würde, reichte mein Mann sie ihm, wie er dachte, zum letzten Mal. Aber der Hund zog die Lippen zurück, um seine kleinen Schneidezähne freizulegen, und knabberte aufs artigste an der Waffeltüte. Sie ging noch zweimal zwischen beiden hin und her, bis nur noch die Spitze übrig war.

Verblüffend? Eigentlich nicht. Acht Jahre lang hatten mein Mann und dieser Hund eine auf Vertrauen und Wechselseitigkeit beruhende Beziehung zueinander aufgebaut, in der keiner unvernünftige Forderungen an den anderen stellte, keiner den anderen bevormundete oder versuchte, ihn zu unterwerfen, sondern jeder genau das tat, was er

wollte, gewöhnlich in Gesellschaft des anderen. Nur vor einem solchen Hintergrund, nur wenn beide Beteiligte sich als gleichwertig betrachten, kann es zu einer solchen Szene kommen. Nur ein Hund, der selbst dachte, der nicht die Gehirnwäsche einer übertriebenen Dressur durchgemacht hatte, ein Hund, der seinen eigenen Wahrnehmungen und Vorstellungen folgte, konnte die sehr menschliche Methode abwechselnden Abbeißen überhaupt als eine Form des Teilens erkennen. Wenn Hunde Nahrung miteinander teilen, fressen sie gleichzeitig, unter wechselseitiger Achtung des individuellen Fressbereichs, das heißt eines kleinen imaginären Kreises rund um die Schnauze des anderen. Die Idee, abwechselnd einen Bissen zu nehmen, ist durch und durch menschlich. Der Hund erfasste sie trotzdem, *und zwar ohne sie je beobachtet zu haben*. Wer bekam die Spitze der Eistüte? Mein Mann. Der Hund ließ ihm den letzten Bissen.

Können Hunde denken und fühlen? Selbstverständlich. Wenn es nicht so wäre, gäbe es keine Hunde. Dennoch kommt ein Buch über Hunde per definitionem nicht ohne eine gewisse Vermenschlichung seines Gegenstandes aus, und zwar aus gutem Grund, da unsere Abneigung gegen dieses Etikett unangebracht ist. Die Erfahrungen der eigenen Spezies heranzuziehen, um das Erleben einer anderen Spezies einzuschätzen, hat sich für viele der großen Naturforscher als wertvolles Instrument erwiesen. Je versierter der Forscher, desto nützlicher das Instrument. Denken wir nur an George Schallers Beobachtung einer Leopardenmutter und ihres Sohnes: «Zeitweise kam es [zwischen den beiden Leoparden] zu leidenschaftlichen Wiederbegegnungen, wobei sie Wangen und Körper geschmeidig aneinanderrieben und sich gegenseitig das Gesicht leckten, augenscheinlich freudig erregt, sich wiederzusehen. Als Zeuge ihrer Zärtlichkeiten erkannte ich, dass diese Leoparden ihr

warmherziges Temperament und ihre Gefühlstiefe lediglich unter einem kalten Äußeren versteckten.»¹

Im Gegensatz dazu steht die Beobachtung eines früheren, inzwischen verstorbenen Nachbarn von mir – übrigens eines Psychiaters –, der einen Vogel in die Scheibe seines Panoramafensters fliegen und leblos zur Erde fallen sah. Im nächsten Moment stieß ein zweiter Vogel herab, hob den ersten auf und flog mit ihm davon. In einer recht anrührenden Vermenschlichung dieses Verhaltens nahm der Psychiater an, der zweite Vogel sei ein Männchen gewesen, das gekommen sei, um seine Gefährtin zu retten. Da Vögel ihre Lieben aber niemals tragen und andere Vögel nur packen, um sie zu töten, war der zweite Vogel ganz gewiss kein Helfer, sondern ein Raubvogel, der das Missgeschick des ersten ausnutzte. Hätte der Psychiater genauer gewusst, wie es in der Natur zugeht, wäre er wahrscheinlich nicht zu diesem Schluss gekommen.

Wir sind nicht die einzige Spezies, die andere Tiere von ihren eigenen Werten und Erfahrungen her interpretiert. Hunde tun das auch, und manchmal mit nicht mehr Glück als der Psychiater. Wenn ein Hund mit einem Knochen einem menschlichen Beobachter droht, nimmt er tatsächlich an, der Mensch wolle dieses schleimige, schmutzstarrende Ding gern haben. Der Hund legt seinen eigenen Maßstab an oder «verhundlicht» den Menschen. Trotzdem schätzen die meisten Tiere, Hunde eingeschlossen, das Verhalten anderer Arten fortwährend mittels einfühlsamer Beobachtung ein. Einer meiner Hunde erkannte einmal meine – düstere – Stimmung über eine Entfernung von rund neunzig Metern und schwenkte daraufhin in seinem eigenen Gebaren von fröhlich auf gedrückt um. Ich war auf dem Weg zu dem Gehege, in dem er sich befand, und als ich um eine Ecke bog,

1 George Schaller: *Golden Shadows, Flying Hooves*. Knopf, New York 1973, S. 196

erblickte er mich. Ich war traurig, zeigte es jedoch nach außen hin nicht so, dass irgendein Mensch in meiner Umgebung es bemerkt hätte, aber der Hund sah sofort, dass etwas nicht stimmte. Über die große Entfernung hinweg starrte er mich einen Moment lang an, wie um sicherzugehen, dass er auch wirklich sah, was er zu sehen meinte, und ließ dann, als er offenbar feststellte, dass sein erster Eindruck richtig gewesen war, sichtlich den Kopf hängen. Ich war so beeindruckt von seinem Scharfsinn, dass sich meine Laune besserte - und die seine auch!

Genauso beeindruckte mich eine Katze, Lilac, die ich eines Abends nach Hause trug, als mir unterwegs einfiel, auf einem nahe gelegenen Feld nachzusehen, ob dort vielleicht Rehe ästen. Ich muss mich, als ich auf das Feld zuing, ein wenig angespannt haben und vielleicht ein wenig leiser aufgetreten sein, auf jeden Fall spürte Lilac eine Veränderung, erkannte sie augenblicklich als Vorspiel zum Jagen und beugte sich vor, die Ohren aufgestellt, die Augen weit aufgerissen, die Krallen in meinen Arm gestochen, bereit anzuspringen, was ich da auch immer beschlich.

Eine Bemerkung noch zum Problem der Anthropomorphisierung: Ich schreibe unter anderem über das Lächeln von Hunden. Alle Hunde lächeln, das heißt, ihre Gesichter werden freundlich und entspannt, mit flachliegenden Ohren, halbgeschlossenen Augen, weichen, geöffneten Lippen und erhobenem Kinn. Das ist ein Hundelächeln. Einige Hunde ahmen allerdings auch das menschliche Lächeln nach und «vermenschlichen» sich damit selber. In Gegenwart von Menschen ziehen diese Hunde die Lippen grotesk weit zurück, um die Zähne zu blecken, sodass sie das gleiche Gesicht machen wie wir. Gleichzeitig drehen sie sich vielleicht auch noch auf den Rücken, um unterwürfig ihren Bauch darzubieten, ein Zeichen dafür, dass sie ganz genau verstehen, was unser Lächeln bedeutet.

Anthropomorphismus, die Projektion menschlicher Eigenschaften auf den Hund, kann uns auch helfen, den Akt des Bauchdarbietens zu deuten – den Akt, der die Unterwerfung des Welpen unter erwachsene Hunde symbolisiert. Damit sagen uns Hunde: *Tut mit uns, was ihr wollt, denn in eurer Gegenwart sind wir nur hilflose Welpen!* Zum Verständnis dieses Akts können wir die menschliche Parallele heranziehen: die Art, wie sich viele religiöse Menschen – Christen zum Beispiel – Gott gegenüber verhalten. Wir nennen Gott Vater und uns seine Kinder. Wenn wir zum Gebet niederknien, machen wir uns damit kleiner, sodass wir eher wie Kinder aussehen. Unsere Andachtsstellung mit emporgewandtem Blick deutet an, dass wir Gottes Knie umfassen und zu ihm aufsehen, als stände er uns gegenüber, sähe direkt auf uns herab und befände sich nicht, sagen wir mal, fernab am Horizont. Mehr noch: Wie viele von uns zu festen Zeiten beten, etwa morgens nach dem Aufstehen oder abends beim Zubettgehen, so vollziehen auch viele Hunde ihr Unterwerfungsritual zu ganz bestimmten Tageszeiten. Der Hund meines Mannes zum Beispiel hat entschieden, seinem Herrn morgens, unmittelbar nachdem beide aufgestanden sind, seinen Bauch zu zeigen. Wieso? Niemand weiß es genau, aber inzwischen erwarten es beide.

Denken Hunde, wir seien Gott? Wahrscheinlich nicht. Aber so wie wir Gottes Tun geheimnisvoll finden, so finden Hunde unser Tun geheimnisvoll und launenhaft, oft aus sehr gutem Grund. Die Tierschutzvereine exekutieren täglich Tausende von Hunden, die ihr ganzes Leben lang alles getan haben, um es ihren Besitzern recht zu machen. Diese Hunde werden umgebracht, nicht weil sie böse wären, sondern weil sie ihren Besitzern unbequem sind. Wie wir Gott mehr brauchen, als er uns braucht, so brauchen Hunde uns mehr als wir sie, und sie wissen es.

Auf den folgenden Seiten versuche ich, das Leben einer Gruppe von elf Hunden, fünf Rüden und sechs Hündinnen, aufzuzeichnen. Fünf dieser Hunde wurden nicht nur in unserem Haus, sondern unmittelbar neben mir auf meinem Bett geboren, und zehn von ihnen verbrachten ihre ganze Lebenszeit bei uns, sodass ich einen großen Teil dessen, was ihnen zustieß, miterleben konnte. Ich wollte herausfinden, was sie tun würden, wenn man sie frei über ihre Zeit verfügen und selbst entscheiden ließe. Das soll jedoch nicht heißen, dass ich ein wissenschaftliches Experiment oder mehr als eine zwanglose (wenn auch ausgedehnte) Beobachtung angestellt hätte. Ebenso wenig kann ich behaupten, die Hunde hätten sich völlig natürlich verhalten können, da ich ihr Umherstreunen und ihre Fortpflanzung in begrenztem Umfang kontrollierte. Da unerwünschte Würfe eine Menge Leid verursachen, wurden die Hündinnen sterilisiert, zwei, ohne geworfen zu haben, drei nach einem Wurf und eine nach zwei Würfen.

Dennoch wurden 22 Junge geboren. Sechs starben vor Erreichen des Erwachsenenalters. Von den Überlebenden behielten wir fünf und trennten uns von elf, die sämtlich von Menschen ausgewählt wurden, die wir persönlich kannten. Ich verschenkte die Jungen, da ich überzeugt bin, dass Hunde zwar Sklaven sind, es aber dennoch unrecht ist, sie zu verkaufen. Ich hatte mir vorgenommen, Verbindung zu den weggegebenen Jungen zu halten, um ihr Wohlergehen so lange wie möglich sicherstellen zu können, was mir bei neun von ihnen auch gelang. Von diesen verschwand eines, und zwei starben mit etwa einem Jahr, das eine wurde von einem Auto überfahren, das andere wegen eines spät entdeckten Geburtsfehlers eingeschläfert. Soviel ich weiß, blieben fünf Welpen in ihrem ersten Zuhause, und einer wechselte in ein zweites.

Den Hunden, die bei mir blieben, gab ich Nahrung, Wasser und Obdach, machte aber nach Beginn meines Projekts

keinen Versuch mehr, sie zu erziehen, weder zu Stubenreinheit noch zum Herkommen auf Befehl. Das war nicht nötig. Die jungen Hunde ahmten die alten nach, was in ihrem Fall zu perfekter Stubenreinheit führte, und alle Hunde kamen meist von sich aus, wenn man sie rief, und verweigerten dies nur, wenn unsere Wünsche mit etwas kollidierten, das ihnen außerordentlich wichtig war. Ein Hund, der die Freiheit hat, eine solche Unterscheidung zu machen, zeigt an einem einzigen Tag mehr von seinem Denken und Fühlen als ein dressierter, hyperdisziplinierter Artgenosse in seinem ganzen Leben.

Ich rechne eine Stunde, in der ich einem Hund zusehe, als eine Beobachtungsstunde, und eine Stunde, in der ich zwei Hunden zusehe, als zwei Beobachtungsstunden. Nach dieser Zählweise komme ich seit Beginn meines Projekts auf weit über 100 000 Stunden, von denen jede einzelne faszinierend gewesen ist. Ich werde immer mit Hunden leben und sie immer beobachten, sodass unsere Arbeit weitergeht.



Ich habe rein zufällig begonnen, Hunde zu beobachten. Als Freunde für sechs Monate nach Europa gingen, nahm ich ihren Husky, Misha, in Pflege. Misha, ein umgänglicher, zweijähriger Sibirier mit langen, schlanken Beinen und kurzem, dickem Fell, konnte die meisten Zäune überspringen und war es gewohnt, ungehindert umherzustreifen. Über unseren Zaun sprang er noch am Tag, als ich ihn aufnahm. An unserem Wohnort Cambridge, Massachusetts, und auch in den meisten umliegenden Gemeinden war es vorgeschrieben, Hunde an der Leine zu führen. Da Misha diese Vorschrift verletzte, erhielt ich immer wieder Klagen über ihn, manche aus mehr als zehn Kilometern im Umkreis, und mit ihrer Hilfe gelang es mir bald zu errechnen, dass Misha sich auf einem Areal von ungefähr 330 Quadratkilometern bewegte. Das war jedoch nur ein vorläufiges Heimatgebiet, das er später noch erheblich ausweitete. Doch ist interessant zu wissen, dass schon das erste Aktionsfeld des jungen Misha viel größer war als die Gebiete der herrenlosen Hunde in Baltimore, von denen der Verhaltenswissenschaftler Alan Beck berichtet. Becks Stadt-

streuner beanspruchten nur sehr kleine Gebiete von einem Viertel bis eineinhalb Quadratkilometern. Dagegen reichte Mishas Gebiet eher an die 500- bis 1300-Quadratkilometer-Reviere von Wölfen heran, vor allem von denen, die Adolph Murie in *The Wolves of Mount McKinley* und L. David Mech in *The Wolves of Isle Royale* untersuchten. Was machte Misha?

Offenbar etwas Ungewöhnliches. Hier war ein Hund, der trotz seiner Jugend fehlerlos navigieren konnte und bei Tag und bei Nacht den Weg in alle Winkel der Stadt und wieder zurück fand. Hier war ein Hund, der gefährlichem Verkehr auswich und es verstand, Polizei und Hundefängern, die zu der Zeit die florierenden Laboratorien von Cambridge mit Versuchstieren versorgten, aus dem Weg zu gehen. Hier war ein Hund, der nie im Eis des Charles River einbrach, ein Hund, der die von manchen Bürgern gegen Ratten, Waschbären und sonstige Müllfledderer ausgelegten Giftköder nicht anrührte, ein Hund, dem andere Hunde nie ein Haar krümmten. Misha kehrte immer gut gelaunt von seinen Fahrten zurück, bereit für eine leichte Mahlzeit und ein Schläfchen, bevor er von neuem aufbrach. Wie machte er das?

Eine Zeitlang suchte ich eine Antwort in Zeitschriften und Büchern, indem ich auf die reichhaltigen Bibliotheken in Harvard zurückgriff und alles Erreichbare über Hunde las, um zu sehen, ob das Licht der Wissenschaft nicht schon an irgendeiner Stelle in diesen dunklen Winkel hineingeleuchtet hätte. Aber ich fand nichts. Trotz eines Riesenaufgebots von Publikationen über Hunde hatte sich praktisch niemand, weder Naturwissenschaftler noch Laie, je Gedanken darüber gemacht, was sie tun, wenn man sie sich selbst überlässt. Die paar Studien über freilaufende Hunde betrafen verwilderte, ausgesetzte oder herrenlose Tiere. Allein in einer feindseligen Umgebung, standen diese verlassenen Kreaturen sicher unter furchtbarem Stress. Sie lebten ja

nicht unter Bedingungen, die ihrer Natur angemessen waren, genauso wenig wie wilde Tiere in Gefangenschaft, die man in Laboratorien oder Zoos einsperrt. Wie mochten sich Hunde verhalten, die man unter normalen Lebensumständen in Ruhe ließ? Augenscheinlich hatte das bisher noch niemand wissen wollen.

Dass sich die Naturwissenschaft nicht mit dieser Frage beschäftigt hat, erschien mir zunächst höchst erstaunlich. Aber ist es das wirklich? Wir studieren Tiere meist der Erkenntnisse wegen, die sie uns über uns selbst liefern, oder der Fakten wegen, die wir verwerten können. Die wenigsten von uns interessieren sich darüber hinaus für die Aspekte tierischen Lebens, die mit uns nichts zu tun haben. Aber Hunde? Hunde haben etwas mit uns zu tun. Sie teilen unser Leben seit zwanzigtausend Jahren. Wie haben wir es bloß fertiggebracht, so wenig über Hunde in Erfahrung zu bringen, dass wir die einfachste Frage nicht beantworten können: Was wollen sie?

Unsere Ignoranz ist noch sträflicher, wenn man bedenkt, dass kein Tier leichter zu erforschen ist. Anders als wilde Tiere fürchten Hunde uns nicht. Um sie zu studieren, brauchen wir nicht in ihren Lebensraum einzudringen oder sie in unserem einzusperrern - unsere Welt ist ihr natürlicher Lebensraum und ist es seit jeher gewesen. Mehr noch: Da ihre wilden Vorfahren nicht Hunde, sondern Wölfe waren, haben Hunde überhaupt nie als wilde Spezies existiert. Vom ersten Tag an, seit es Hunde gibt, hatten wir die Gelegenheit, Hunde zu beobachten, eine Gelegenheit, die wir größtenteils in den Wind schlugen. So fand ich eines schönen Abends, neben mir auf dem Sofa zusammengerollt, ein geheimnisvolles Geschöpf: einen umgänglichen Hund mit einem Eigenleben, einem Leben, das er in keiner Weise zu verbergen suchte und zugleich mit all der Kompetenz eines wilden Tiers führte, nicht mit der Unterstützung von Menschen, sondern ihnen zum Trotz.

Eines Abends stand er auf und streckte sich, zur Vorbereitung auf die Reise: Zuerst stemmte er die Hinterbeine gegen den Boden und streckte sich nach hinten, den Kopf gebeugt, den Steiß hochgereckt, um die Schultermuskeln zu straffen. Dann hob er den Kopf und senkte die Hüften, um Rückgrat und Hinterläufe zu dehnen. Dabei ballte er sogar die hinteren Pfoten zu Fäusten, sodass er sich bis in die Zehen hinein spannte. Endlich bereit, ging er ruhig auf die Tür zu, damit ich sie wie üblich für ihn aufmachen konnte. Doch da, als sich unsere Augen trafen, hatte ich eine Eingebung. Misha selbst würde mir meine Fragen beantworten. Direkt vor mir gab es ein lang übersehenes Tor zum Tierreich, das offenbar nur darauf wartete, aufgestoßen zu werden. Misha hatte den Schlüssel.

Wer hätte dem Reiz dieser Vorstellung widerstehen können? Kein Geld, keine Reisen, keine Ausbildung, keine besonderen Instrumente waren nötig, um dem Rätsel auf den Grund zu gehen – man brauchte nur einen Hund, ein Notizbuch und einen Stift. Ich bedauerte noch nicht einmal, dass ich keinerlei formale Ausbildung besaß, um ein solches Projekt zu beginnen. Da kein Biologe je angedeutet hatte, er wisse oder er frage sich zumindest, was gewöhnliche Hunde wollen, erschien mir meine Ignoranz schon beinahe als Qualifikation. Auf jeden Fall spürte ich, dass ich nicht lange unwissend bleiben würde. Ich drehte das Licht aus, sodass die Nachbarn, wenigstens dieses Mal, nicht sähen, dass ich den Leinenzwang übertrat, und öffnete die Tür einen Spalt weit. Hinaus schlüpfte Misha, ich unmittelbar hinter ihm, und so fing unser Projekt an.

Wieder und wieder gingen wir hinaus, fast zwei Jahre lang mindestens zwei- oder dreimal pro Woche, und wir hörten auch nicht auf, als Mishas Besitzer zurückkamen und ihn wieder zu sich holten, denn bis dahin hatte Misha die Arbeit liebgewonnen, die wir zusammen machten, und wollte sie nicht wieder aufgeben. Mich abzuholen fiel ihm nicht

schwer – an seinem Wohnort gab es damals noch keinen Leinenzwang, sodass er einfach am Abend, nachdem seine Besitzer ihn hinausgelassen hatten, über ihren Zaun sprang und zwei Städte durchquerte, um mich aufzusuchen. Meist kam er nach Einbruch der Dunkelheit an. Im Licht unserer Vorderveranda sah ich ihn dann auf der Straße stehen und zu unseren Fenstern hochschauen wie ein Kapitän, der nach einem Matrosen Ausschau hält. Ich schaltete dann jedes Mal das Verandalicht aus und hielt verstohlen die Tür auf, sodass Misha hereinschlüpfen konnte, um rasch meine Familie und auch seine eigene Familie zu besuchen, denn inzwischen hatte er den Husky meiner Tochter, die schöne Maria, geheiratet und gab einige seiner Fertigkeiten an die vier Kinder weiter, die er mit ihr hatte. Schließlich aber stand er auf dem Sprung, um wieder aufzubrechen, und schaute über die Schulter zurück, wer von uns mit ihm auf Fahrt gehen würde. Maria wollte immer, und wenn ich nicht selbst mitging, ließ ich sie Misha begleiten. Die Frage war, sie oder ich, nie wir beide zusammen, denn wenn Maria und Misha zusammen waren, liefen sie schnell und warteten nicht auf mich. Manchmal nahm ich Maria an die Leine, was uns alle zusammenhielt, aber meist ging ich einfach allein mit Misha. Hundegeheimnisse enthüllten sich mir, eins nach dem anderen, durch eine Folge von Abenteuern, von denen manche gefährlich, aber alle interessant waren. Misha war Odysseus, und Cambridge war das rebendunkle Meer.

[...]